

## „Ich bin Gilgamesch und warte auf die Rückkehr der Götter.“

### Über die Anerkennung eigensinniger Weltansichten<sup>1</sup>

Es gibt viele Menschen, die irgendwann in ihrer persönlichen Entwicklung dazu gekommen sind, sich episodisch oder dauerhaft eine eigensinnige und befremdliche Interpretation der sozialen Welt anzueignen. Mit den konventionellen, „mehrheitsfähigen“ Sichtweisen haben diese individuellen Auffassungen und Deutungen oft wenig gemein. Dennoch gilt, dass sowohl die Einen wie die Anderen dieselbe Wirklichkeit bewohnen, diese jedoch unterschiedlich verarbeiten und so für sich lebbar machen. Eine Frau, die in ihrer Familienkonstellation in extremer Abhängigkeit und Unselbstständigkeit gehalten wird, kann in der Überzeugung leben, keine Beine zu haben. Mit dieser Deutung schafft sie es, ihrem beschränkten Leben eine Ordnung zu geben, mit der sie eigentlich untragbare Verhältnisse erträglich macht.<sup>2</sup> Jedoch wird eine entsprechende Mitteilung, man habe ihr die Beine entwendet, niemand verstehen, weil diese mit der empirischen Wirklichkeit im Konflikt zu stehen scheint. Die Beschreibung der Frau macht keinen Sinn, wenn wir davon ausgehen, sie beziehe sich auf ihre körperliche Verfassung; sinnvoll wird sie, wenn wir erkennen könnten, dass sie von ihren Erfahrungen mit den psychosozialen Verhältnissen berichtet, in denen sie lebt.

Wer nicht mehr in der Lage ist, Deutungen und Bedeutungen über die Welt *draußen* mit anderen zu teilen, lebt in einer unvorstellbaren Einsamkeit. Giuliano Scabia, ein Kulturschaffender, der Ende der 1970er-Jahre in der Psychiatrie von Triest mit Franco Basaglia gearbeitet hat, beschrieb den Wahn mit dem Bild der Maske.<sup>3</sup> Diese wirke wie ein Schild, hinter dem sich der Kranke verstecke, verteidige oder schütze. Jedenfalls aber gelte: Hinter der Maske sei das Selbst allein.

Die Einsamkeit ist tatsächlich da, aber sie müsste keineswegs da sein. Sie ist nicht die logische Konsequenz einer individuellen Unzulänglichkeit, einer gestörten psychischen Verfassung, zu der es keinen Zugang geben kann. Einsamkeit wird auch gesellschaftlich hergestellt, ist immer das Produkt von mindestens zwei menschlichen Wesen. Das Anders-Sein, die irritierenden persönlichen Ausdrucksformen werden mit Etiketten unter Kontrolle gebracht, die Gefährlichkeit, Unverträglichkeit und Ansteckungsgefahr signalisieren. Man spricht von „Störungen“, „Behinderungen“ und „Krankheiten“, neuerdings von „Menschen mit besonderen Bedürfnissen“. Diese Kategorien schaffen Unbehagen, stellen Isolierung her und fordern Abgrenzung. In ihnen verbirgt sich eine stumme Gewalt, die nicht nur repressiv, sondern auch selbstbeschädigend ist. Das wird an der geistlosen Formel von den Menschen mit „besonderen Bedürfnissen“ deutlich. Wie sieht es denn

auf der anderen Seite der Grenze aus? Wie beschreiben wir denn die Bedürfnisse der konventionell Lebenden? Entsprechen ihre Bedürfnisse dem, was sie nach den Vorstellungen der Konsum- und Kulturindustrie wollen sollen?

## Ein Gespräch

Der Rückzug der angeblich Unfähigen, ihre individuellen Weltauffassungen und Deutungen mit anderen zu teilen, und der soziale Ausschluss durch diejenigen, die sich auf einfache, marktförmige Bedürfnisse reduzieren wollen oder glauben, es zu müssen, sind zwei Seiten desselben Prozesses. Die Isolierung realisiert sich in einem interaktiven Geschehen.

Wir möchten zeigen, wie sich dieser Prozess aus der Perspektive eines Mannes im Alter von 40 Jahren darstellt. Johann Katzensteiner (1950–1992) kam im Jahr 1981 nach längeren Aufhalten in psychiatrischen Anstalten in das *Basagli-Haus* in Linz, einem Modellprojekt für die damals ersten Versuche, chronische Patientinnen und Patienten aus der Psychiatrie zu entlassen und in nicht-medizinischen psychosozialen Betreuungseinrichtungen unterzubringen. Ziel dieser Einrichtung war es, psychisch Erkrankte bei der Rückkehr ins Alltagsleben zu begleiten. 1982 hat die Malerin und Kulturaktivistin Helga Hofer mit Johann Katzensteiner ein ausführliches Gespräch geführt und dieses für die Publikation in einer Kulturzeitschrift editorisch bearbeitet.<sup>4</sup> Am Beginn des Auszugs, der hier wiedergegeben wird, thematisiert Johann Katzensteiner den Aufenthalt in der psychiatrischen Klinik im Vergleich mit dem gegenwärtigen Leben im Übergangshaus.

„(...) Ich hab schon Angst vor der Zukunft. Gelt. Ich hab schon Angst. Das sind so Kleinigkeiten. Zum Beispiel müßte man trainieren, um sechs Uhr in der Früh aufzustehen. Nicht um elf oder zwölf Uhr. Damit verbaust du dir die ganze Zukunft. Und das ist dir hier frei gegeben. Du kannst den ganzen Tag auch liegen bleiben und es ist auch egal. Und das ist die Gefahr da. Aber andererseits, wenn wieder Zwang dahinter steckt, dann sind wir wieder in der Psychiatrie. Ich hab es wieder und wieder probiert ohne Medikamente, aber es geht nicht. (...)

Wir haben halt das Pech, weil wir die ersten sind, vermutlich, mit der Zeit wird man schon draufkommen, glaub ich, was da falsch gemacht wird. Ich hab schon etwas zu kritisieren an dem Haus. Es ist zwar viel besser als drinnen in der Klinik. Aber es paßt mir vieles nicht. Ich kann aber auch nicht wieder kritisieren. Denn von den Betreuern kann ich auch nicht erwarten, daß sie mich aufwecken. Du gehst auf alle Fälle unter, wenn du nicht selbst aufpaßt. Weil du liegst immer im Bett. ... Das ist ja das positive in der Klinik, daß man um sechs Uhr aufstehen muss. Aber es ist keine Freiheit dabei, das ist ja das Blöde.

Schau, ich wär so glücklich, wenn eine Werkstatt da wär, wo ich arbeiten gehen könnte in Linz. Ich verdiente mein Geld. Vielleicht nicht vollwer-

tig, vielleicht bin ich kein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft, weil ich gehandicapt bin durchs Dapotum [Medikament zur langfristigen Unterdrückung von Symptomen bei chronisch schizophrenen Psychosen]. Sagen wir, daß ich 2000 Schilling weniger krieg. Ich wär glücklich. Aber solche Einrichtungen gibt's nicht. Drum hab ich wieder Angst. Ich hab wieder Angst: was passiert nach diesem halben Jahr? [Der Aufenthalt in der Übergangseinrichtung ist zeitlich für ein Jahr befristet; jedoch wurde die Frist in der Praxis nicht starr angewendet.]

In der Klinik verdienst du 150 Schilling im Monat. Da hab ich Schaukelpferde angestrichen, lackiert. Und nach vier Monaten – vier Monate hab ich dazu gebraucht – hab ich den Pinsel weggelegt, hab gesagt, nein, so etwas laß ich mit mir nicht machen! Hab sofort aufgehört. Auf der Stelle hab ich aufgehört. Dann bin ich nur herumgelungert. Dann hab ich mir gedacht, wenn wir bezahlt würden, ein bißchen weniger wie die anderen, dann wär das ... aber so hast du die Krankheit auch noch. Da wirst verzweifelt irgendwie. Du hast kein Selbstbewußtsein, kein Selbstwertgefühl. Kannst auch gar nicht kriegern. Für 150 Schilling im Monat! Stell dir das vor!

Daß alles so arg ist in der Psychiatrie, liegt an der Architektur, an der Kleidung, und auch an der Unpersönlichkeit und an der Hochnäsigkeit der Ärzte. Die schließen sich ja zusammen. Die wollen ja mit den Patienten nichts zu tun haben. Die wollen sich schützen, daß sie nicht selbst zu spinnen anfangen. (...)

Was mich momentan ein bißchen durcheinander bringt, ist, daß ich keine feste Freundin hab. Es käme mir schon drauf an, eine feste Beziehung zu haben. Ich hab hier Besuch gehabt, der ist zehnmal gekommen, ein Mädchen. Und dann auf einmal ist sie nicht mehr gekommen. Ich weiß auch nicht genau, warum. Ich hab sie auch nicht angerufen. Ich hab mich mit ihrem Hund gestritten. Da war ich wahnsinnig. Ich hab zu ihrem Hund gesagt, daß das vor 2000 Jahren dasselbe war. Hab ich mit dem Hund gestritten. Und jetzt streiten wir wieder, hab ich zu ihm gesagt. Und daraufhin ist sie nicht mehr gekommen. Das war das letzte Mal, gelt. Da hat sie sich geschreckt. Da war ich in einer wahnsinnigen Phase. Sie hat schon gewußt, daß ich schizophren bin. Aber wenn man einen Schub hat – wie soll man sagen – der Mensch wird schwer fertig damit. (...)

Nur zu einer Frau könnt ich mir eine Freundschaft aufbauen, nur zu einer Frau, glaub ich. Oder lebe ich unter den falschen Leuten. Oder bin ich falsch, selber. Ich weiß ja nicht. Ich weiß ja nur, daß mir eine Frau fehlt. Eine intelligente Frau. Oder genauso dumm wie ich. Oder was weiß ich, gelt. Aber die kann dir schon helfen, furchtbar! Aber das sind Fernziele.

Ich könnte mich bei einer Frau einschleichen, das heißt, ich könnte ihr vorspielen, niemals Schizophrenie gehabt zu haben, ich müßte die Tabletten halt heimlich nehmen. Und Kinder mit ihr machen. Und auf einmal, mit fünfzehn Jahren, fangen die an durchzudrehen, und meine Frau wundert sich. Aber weißt, das ginge alles. Ich könnte mich tarnen in der Gesellschaft. Als Geisteskranker kann man sich tarnen.

Ich kann nicht richtig schimpfen auf die Psychiatrie. Denn einerseits hilft sie mir durch die Medikamente. Aber stell Dir vor, das andere würde auch stimmen, daß es positiv wär in der Klinik. Dann wär es gut. Drum kann ich auch nicht richtig schimpfen. Ich kann nicht sagen: Ihr Narren ihr! Weil, es ist ja das Blöde, daß mir die Medikamente helfen. Das geht mir ja selbst nicht ein. (...)

Wenn du wahnsinnig bist, siehst du die anderen herumsitzen und die ahnen von nichts. Für die ist alles so ungefährlich. Die merken nichts. Wenn du aber wahnsinnig bist, merkst du alles. Und wenn du sagst, hallo, ihr seid in großer Gefahr oder so – weißt, wie wenn alle dumm wären. Das ist aber auch der Wahn. Ich bin dann ganz allein.

Jetzt werd ich ohnehin bald König, König meiner selbst. Da kann niemand was sagen. Ich regiere das Volk nicht, ich will es auch nicht regieren. Ich möchte nur König meiner selbst sein. Ich möchte eine Krone haben und ein seidenes Gewand. Aber man ist nicht frei, glaube ich. Wenn ich mir jetzt wirklich eine schöne Krone mache, ein Seidenkleid, ein Leopardenfell noch – dann verhaften sie mich wieder. Gelt? Da verhaften sie mich wieder? Im Fasching darf ich höchstens so herumgehen. Dabei wäre das mein wahres Wesen, daß ich jetzt eine Glaskrone hab aus färbigem Glas ... drum stehe ich auch gern vorm Juwelier. Wenn ich die feinen Ringe seh und die Goldarbeiten.“

Gegenüber allen sozialen Milieus, die zur Sprache kommen, artikuliert der Erzähler ein Gefühl der Nicht-Zugehörigkeit, nirgendwo findet sich ein für ihn *richtiger* Platz. Die „Klinik“, also die Institution der Psychiatrie, hilft ihm zwar mit Medikamenten, nimmt ihm aber auch die Freiheit. Das Übergangshaus gibt ihm Freiheit, allerdings eine, die nicht heilt, ihn nicht für das Bewohnen der Welt *draußen* befähigt. Es setzt ihn der Gefahr aus, dass der Sprung in die Normalität nicht gelingen könnte. Die Möglichkeit, über Arbeit soziale Anerkennung und Mitgliedschaft in der Gesellschaft zu erlangen, gibt es für ihn nicht. Das Lackieren der Schaukelpferde ist zwar Beschäftigung, aber eine unter Bedingungen, die für den Erzähler jenseits der Menschenwürde liegt. Viel Anstrengung ist nötig, um sich erfolgreich dieser Tätigkeit zu verweigern. Mit Angst und Verunsicherung sind auch die Bemühungen verbunden, eine dauerhafte Beziehung zu einer Frau aufrecht zu erhalten. Sie scheint dem anders Lebenden nur unter Anwendung einer bösen List erreichbar. Allerdings drängt sich beim Lesen dieser Passagen der Eindruck auf, in der konkreten Praxis würde ihm dazu der Mut fehlen oder ihn das Ehrgefühl davon abhalten. Den ganzen Text durchzieht die Befremdung sich selbst gegenüber wie die Fremdheit gegenüber der Welt. Da ist die Traurigkeit des Sich-verlassen-Fühlenden spürbar, nicht der Zorn eines Rebellen. Aber zugleich ist da auch eine Spur von eigener Überhöhung, die aus der besonderen Position des Anders-Seins kommt und ihm Zugang zu einem geheimen Wissen vermittelt.

Beides, die Fremdheit in dieser Welt und der Wunsch nach Anerkennung in der Besonderheit, kulminiert in der Hoffnung, bald König sein zu können. Artikuliert sich hier das verbreitete Ideal der Selbstbestimmung? Vermutlich ist es komplexer.

In dieser Hoffnung lässt sich auch eine tragische Überformung des Zustands der Einsamkeit vermuten. Zum einen ist es schon ein bescheidener Anspruch, König ohne Volk sein zu wollen. Niemand könne angesichts dieser Selbstbeschränkung Einspruch erheben. Zum anderen ist ein „König seiner selbst“ ein einsamer, virtueller König. Gibt es denn einen König ohne Volk? Wie müssen wir uns einen König ohne Beziehung zu einem Volk vorstellen, ohne Einbindung in eine Gemeinschaft, aus der sowohl Macht, Würde und Würdigung als auch Verpflichtung, anderen zu dienen, erwächst? Lässt sich der *König seiner selbst* vielleicht als ein mit Krone und Seidengewand geschmückter Zustand der Einsamkeit interpretieren? Und ist dieses Bedürfnis nicht strukturell verwandt mit den Wünschen vieler konventioneller Bewohner oder Bewohnerinnen unserer sozialen Welt? Wollen diese nicht auch die Position des Königs in ihrem kleinen Reich einnehmen, weil sie sich von der Welt verlassen oder unverstanden fühlen? Die hier angedachte Analogie zwischen anders und konventionell Lebenden ist allerdings begrenzt: Bei Katzensteiner findet sich noch eine Verfremdung dieser Phantasie: Er würde wohl verhaftet, sollte es ihm gelingen, sich als König seiner selbst zu inszenieren.

## Weltbeziehungen und Resonanz

Der Text lässt sich als Dokument einer umfassenden Entfremdung lesen, Entfremdung von sich selbst, von der sozialen Welt der Mitmenschen, von der Natur. Der deutsche Soziologe Hartmut Rosa löst in seinen Arbeiten den Begriff der Entfremdung aus dem traditionell marxistisch orientierten Zusammenhang und reinterpretiert ihn im Rahmen von aktuellen kulturtheoretischen Konzepten.<sup>5</sup> Die zentrale Frage ist jene nach den Qualitäten der jeweiligen Weltbeziehungen, die sich in historischen Prozessen herausgebildet haben. Es gibt einen fundamentalen Unterschied zwischen dem Modus eines In-die-Welt-gestellt-Seins, bei dem die Welt antwortet, atmet und trägt, und einer Weltbeziehung, in der die Welt als kalt, indifferent oder sogar als feindlich erscheint. In dem einen Modus fühlen wir uns in eine resonante Welt gestellt, in dem andern Modus in eine stumme Welt geworfen. Für Hartmut Rosa ist der Gegenbegriff zu Entfremdung das Konzept der Resonanz. Gemeint ist, dass es zwischen zwei Personen in irgendeiner Form zu einem dialogischen Prozess, zu wechselseitigen Antworten zwischen einem Ich und Du kommt. Die Antworten müssen freundlich sein. Ein kulturell normierter Austausch, etwa im Rahmen einer Dienstleistung, ohne emotionale Reaktion bleibt unbefriedigend.<sup>6</sup> Resonanz hat mit Anerkennung zu tun, ist jedoch nicht damit identisch. Anerkennung, Wertschätzung, Bewunderung sind möglich, ohne dass eine Beziehung der Resonanz zwischen beiden Seiten besteht. Zu einem sozial integrierten Leben gehört Resonanz, Entfremdungsverhältnisse dagegen entstehen dort, wo Resonanzsphären durch stumme, rein kausale oder instrumentelle Beziehungsmuster ersetzt werden.

Kehren wir, gestützt auf die theoretischen Kategorien von Hartmut Rosa, in die Welt von Johann Katzensteiner zurück. Zweifellos lebt der Ich-Erzähler in dem Gefühl, in die Welt geworfen zu sein. Er ist dort gelitten, nicht willkommen. Es

ereignen sich kaum Begegnungen, die als Resonanzverfahren gedeutet werden könnten. Medikamente helfen, werden aber nicht als Antwort, nicht einmal als Anerkennung erlebt. Sie funktionieren als ein stummes, technisches Instrument des Überlebens. Die erhoffte dauerhafte Beziehung zu einer Frau scheint nur im Schutz einer Maske möglich. Aber es gibt den Zweifel, ob das wohl eine Grundlage für tiefe Freundschaft oder Liebe wäre.

Dieses Dokument einer Entfremdung nur als Leidensgeschichte zu lesen, wäre zu kurz gegriffen. Ja, es ist eine Leidensgeschichte, aber keine eines ohnmächtig Leidenden. Zwar handelt sie von einer befremdlichen Weltbeziehung, verweist jedoch zugleich darauf, dass der Erzähler diese Welt nicht einfach hinnimmt, sondern sie auf der Suche nach Sinn kreativ und eigensinnig bearbeitet. Das *Basaglia-Haus*, eine Maßnahme der Psychiatriereform, ist als Ort von Handlungsfreiheit erkennbar. Und der Erzähler weiß, diese Freiheit zu nutzen.

„Da im Übergangsheim geht's mir besser, weil ich mich entfalten kann. Ich könnte mir in der Anstalt keine Bilder aufhängen, zum Beispiel. Durch die Vielfalt der Bilder aber werden meine Halluzinationen zergliedert. (...) In meinem Zimmer ist der ganze Wahn von mir aufgebaut. Was ich im Kopf hab', das laß ich jetzt alles heraus. Und ich glaub, daß das Forschung ist – wie ich die Bilder aussuche. Und die Psychiatrie lacht dich aus, wenn du sagst, du betreibst Forschung. Du hast überhaupt kein Recht zu forschen. Weil du sowieso spinnst. Aber ich sag mir so: falls der Patient intelligent ist, darf er teilnehmen an der Forschung.“<sup>7</sup>

Das Übergangsheim ermöglicht eine Existenz ohne Täuschung, gibt die Möglichkeit, die Erfahrung des Wahns in einem Forschungsprozess zu bearbeiten. Das Gespräch zwischen Helga Hofer und Johann Katzensteiner hätte im Rahmen eines anderen Lebenszusammenhangs, etwa jenem der Klinik, in dieser Form nicht stattfinden können. In der psychosozialen Einrichtung wird das Anders-Sein als besondere Form der Weltbeziehung anerkannt. Resonanz, so Hartmut Rosa,<sup>8</sup> ist auch außerhalb der Sphäre sozialer Interaktion möglich. Sie ereignet sich in künstlerischen Ausdrucksformen oder mit dem Erleben von Natur. Auch bei religiösen Ritualen können tiefe Resonanzverfahren entstehen. Momente des Berührt- oder Ergriffen-Seins, aus denen eine Beziehung zwischen Subjekt und transzendenten Über-Welten erwächst, lassen sich in diesem Sinn deuten. Johann Katzensteiner zeigt sich sowohl im Bereich der darstellenden Kunst als auch im Schreiben von Texten als eine Person, die sich eine vielfältige, reichhaltige und anregende Phantasiewelt entwirft. In dieser Welt, so können wir vermuten, sind für ihn Erfahrungen von Resonanz erlebbar; keine Resonanz, die in Interaktionen gewonnen wurde, sondern Resonanz aus Begegnungen in einer Phantasiewelt.

## Ich bin Gilgamesch und warte auf die Rückkehr der Götter

„So wollen wir beginnen.

Die Königin schläft süß. Ihr Land, Peru, dort herrscht sie, über Tiere und Menschen. Jeder Tag bringt Regen und Sonne.

Die Königin badet, stört ihre Kreise nicht. Ein winziger Kolibri sitzt auf ihren Händen, und Ingrid, 3. Dynastie, atmet klare Luft. In ihrem Schlafmantel wandert sie durch Paläste, Seide im Haar, Geschmeide an den Handgelenken.

Komm, ich zeig dir die Höhlen meiner Vorfahren! Und sie ging durch smaragdgrüne Täler, dort, wo Affen in den Wäldern herumsprangen. Sie öffnete eine Tür, da stand ein Fremder.

Guten Tag, schöne Frau, ich bin Sumerer. Guten Rauch vom Süden. Ich weiß, daß Du Königin von Peru bist. Dies sind meine Panther, sie sind schwarz.

Willst du schlafen, bist du müde, hast du Kristall?

Ich bin Gilgamesch und warte auf die Rückkehr der Götter. Hast du Probleme, siehe die Rubine, ich muß Dir den Stab geben.

Königin Ingrid? Ja, Gilgamesch?

Ich lebe seit 3000 Jahren in diesem Palast. Mitten im Dschungel.

Hast du Königin, Probleme mit den Priestern? Wie kommt es, daß du das Gewand der Pyramiden trägst?

Siehe, man nennt mich Ingrid, ich bin die 3. Dynastie! Kam von drüben, um die Pyramiden zu bauen. Ich habe Architekten, mein Haar ist geschnitten.

Und Ingrid schritt durch den Palast, es war ein Pfeifchen, ein silbernes, und beide rauchten tief vom Pflanzentier.

Achte auf die schwarzen Panther, sie sind Göttertiere! Ich schenke sie dir, weihe deine Stadt mit Elefanten. Auch ich komme von drüben, ich habe kein Volk mehr. Als der Mond im sieben stand, versank mein Volk. Alimeda ist tot! Liebst du das Leben? Wir haben Zeit, denn der Tod geht mit uns. Wir sind Freunde, darum nimm den Stab und öffne die Steintür.

Was hat das zu bedeuten?

Ein goldener Würfel, der sprechen kann! Ihr beide, so seid auf der Hut.

Wir haben die Flut beschlossen, denn die Menschen hassen unser. So seid ihr Freunde, baut die Pyramiden. Und Rubin soll sich schmücken. Sie hat sich die Haare geschnitten.

So seid ihr wie Feuer und Wasser. So gehen wir zurück ins Haus.

Haltet ein und nehmt mich, den Würfel. Welche Galaxie? Die dritte.

Seit wann gibt es Krieg im Kosmos?<sup>69</sup>

Michel Foucault hatte einen Begriff für Orte, die vollkommen anders sind als alle übrigen. Er nennt sie Gegenräume, Heterotopien.<sup>10</sup> Sie unterscheiden sich je nach historischer Zeit und Kultur, vielfach haben sie widersetzende, auslöschende oder reinigende Funktion. Kinder verwandeln in diesem Sinn den Dachboden in ein Indianerzelt oder das Ehebett der verreisten Eltern in einen fernen Ozean. Gärten, Friedhöfe, aber auch *all inclusive* Ferienanlagen sind die typischen Orte der

Erwachsenen, in denen die gesellschaftlichen Regeln ausgesetzt sind. Katzensteiner entwirft seinen eigenen Gegenraum. Es handelt sich um eine Heterotopie, in der, das lässt sich spüren, unmittelbares Angenommen-Sein und Resonanz herrschen, ganz anders wie in den befremdlichen Sphären der sozialen Räume, die er kannte und bewohnte.



Johann Katzensteiner (1950–1992): Ohne Titel, Mischtechnik auf Papier, 60x44 cm, Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Waltraud Kannonier-Finster



## Die Aufhebung getrennter Welten in einer alltäglichen Handlung

Intellektuell wissen wir, dass – beispielsweise in der Kunst – eigensinnige Weltansichten oftmals als irritierende aber dennoch produktive Sichtweisen auf soziale und kulturelle Prozesse der jeweils historischen Gegenwart wahrgenommen und anerkannt werden können. Das ist nicht erstaunlich, denn individuelle Wahnbilder und Wahnvorstellungen entstehen nicht außerhalb von Kultur und Geschichte. Im Gegenteil, sie artikulieren und verändern sich unter dem Eindruck gesellschaftlicher Erfahrungen.<sup>11</sup> Das macht die Anders-Lebenden zu Seismografen, die das Unbehagen in der Kultur aufnehmen und in ihrem persönlichen Erleben oftmals in aufregender Weise dramatisieren. Mit diesem Wissen geschieht es häufig, dass der Wahn idealisiert und romantisiert wird. Es bleibt die Frage, wie wir diesem Phänomen im alltäglichen Leben begegnen.

„Der gelernte Faßbinder hat bis zu seiner Pensionierung als Pfleger gearbeitet. 1908 – ein Jahr nach der Eröffnung der ‚Niederösterreichischen Heil- und Pflgeanstalt Steinhof‘, des Irrenhauses am Steinhof, nahm der damals achtzehnjährige Anton K. den grauen Arbeitsmantel eines Pflegers und die dazugehörige Dienstkappe entgegen. Schon damals war er überzeugt, daß sich – ‚wenn einer den Verstand verliert‘ – die schlimmste Katastrophe vollzieht, die in einem Leben möglich sein kann. Und mit Katastrophen hat Anton K. nicht erst seit dem frühen Tod seiner Frau umzugehen gelernt: Lag einer der Patienten wieder einmal gekrümmt und mit geballten Fäusten am Boden, den Schaum vorm Mund und alle ‚Gewalt eines Hirns‘ im Gesicht, dann wußte Anton K. stets, daß man in ‚solchen Fällen‘ keinesfalls den Versuch unternehmen durfte, die geballten Fäuste zu öffnen. Weil in diesen Augenblicken der Wahnsinn unzerstörbar schien und man den Menschen eher noch die Finger gebrochen als die Fäuste geöffnet hätte, nahm Anton K. sie manchmal einfach in die Arme.“

Mit diesen Sätzen beschreibt Christoph Ransmayr<sup>12</sup> eine schlichte Handlung, mit der einem Patienten in einer psychiatrischen Anstalt für einen Augenblick Trost gegeben wird. Die Szene berührt. Hier geschieht etwas Existenzielles. Aber worum geht es eigentlich? Wie lässt sich das Geschehen in einer analytischen Begrifflichkeit erfassen?

Schauen wir genauer hin. Anton K. hat mehr als 40 Jahre als Pfleger in Steinhof gearbeitet. Er hat Berufserfahrung, zweifellos lernte er viele Formen des Wahnsinns kennen, beobachtete sie in explosiven und in ruhigeren Phasen und zog daraus seine Schlüsse: Die innere Gewalt darf nicht durch eine äußere Gewalt gebrochen werden. Anton K. hat auch Lebenserfahrung. Er weiß mit Katastrophen zu leben und dass es vielfach nicht möglich ist, sie zu vermeiden. Vor diesem Hintergrund tut Anton K. in der Begegnung mit dem unauflösbaren Wahnsinn etwas, das wir unmittelbar als richtig empfinden. Er setzt eine emotionale Reaktion, eine freundliche Antwort auf einen Zustand des Anderen, in dem jeder Kontakt nach draußen abgebrochen scheint. Es gibt keine Frage, keinen Wunsch, keine Forde-

rung des Patienten. Trotzdem antwortet Anton K. mit einem unmittelbaren Akt der Zuwendung. Er gibt dem Anderen zu verstehen, dass – wo immer dieser sich in seinem Schmerz gerade befindet – er dort nicht alleine ist.

Das Bedürfnis nach emotionaler Erwidern gilt in der Sozialanthropologie als eines der grundlegendsten Bedürfnisse des Menschen.<sup>13</sup>

Eine Antwort von anderen auf das eigene Sein zu erhalten, ist für uns Menschen lebensnotwendig. Es braucht die Erfahrung des Angenommen- und Umsorgt-Seins, um sich in den Prozess der Erkundung der Welt zu stürzen. Diese Erfahrung vermittelt auch die grundlegende Sicherheit, eigene Bedürfnisse und Empfindungen äußern zu können und äußern zu dürfen.

Die Handlung des Pflegers drückt mehr aus als das, was wir ein allgemein menschliches Gefühl der persönlichen Sympathie bezeichnen. Die Szene ereignet sich an einem spezifischen sozialen und institutionellen Ort, in einer psychiatrischen Anstalt. Dort beherrschen Normen über Krankheit und Gesundheit, über Normalität und Anormalität das Handeln. Es wirken jene Kategorien, die die Beteiligten streng voneinander trennen und ganz verschiedenen sozialen Welten zuordnen. Solche Trennungen nehmen wir in der beschriebenen Szene nicht wahr. Stattdessen findet eine Begegnung statt, die auf der Anerkennung des Anspruchs auf Einzigartigkeit des Anderen in seinem Mensch-Sein – und nicht in seinem Patient-Sein – gründet. Anton K. öffnet sich seinem Gegenüber als ganze Person. Er handelt nicht nur in seiner Rolle als Pfleger, die ihm die Institution des Irrenhauses zuschreibt. Mit der unmittelbaren emotionalen Antwort auf die psychische Not wählt er eine Form der Begegnung, die nicht streng technokratisch organisiert und standardisiert ist. Die Handlung von Anton K. drückt eine solidarische Anteilnahme mit der Besonderheit seines Patienten aus. In der aktuellen Situation des Wahns ist die dialogische Beziehung zwischen beiden gestört. Gestört ist auch die Beziehung des Patienten zu sich selbst. Die vom Pfleger gewählte Form der Begegnung verweist auf eine Zukunft. In dieser wird ein Dialog zwischen beiden möglich sein. Und dieses Zeichen ist ein Angebot dafür, dass der Patient einen Ausweg aus der aktuellen Störung finden kann. Zugleich lässt es sich als Voraussetzung dafür verstehen, dass der gequälte Mann in einer späteren, weniger gewaltsamen Situation Achtung und Würde für sich selbst empfinden kann.

## Anmerkungen

- 1 Unter dem Titel „Von Königen und Masken“ ist dieser Text erstmals in: Peter Assmann (Hg.): Schreiben, anders?, Linz (Adalbert-Stifter-Institut des Landes OÖ) 2015, S. 65–87, erschienen; er wurde für den geänderten Kontext der vorliegenden Publikation umgearbeitet.
- 2 Dieses konkrete Beispiel für eine Wahnvorstellung entnehmen wir Giovanni Jervis: Kritisches Handbuch der Psychiatrie, Frankfurt am Main 1978, S. 277.
- 3 Über einige der Kunstprojekte in der Psychiatrie von Triest berichtet Fritz Bremer; dort findet sich der Verweis auf Guliano Scabia. Vgl. Fritz Bremer: Ausdrucksarbeit in psychischen Krisen oder „Ungewöhnliche Erfahrungen – ungewohnte Ausdrucksformen“, in: Helmut H. Koch/Nicola Keßler (Hg.), Schreiben und Lesen in psychischen Krisen. Gespräche zwischen Wissenschaft und Praxis, Bonn 1998, S. 187–195, hier S. 190.

- 4 Helga Hofer: „Ich werde König meiner Selbst“, in: Landstrich. Eine Kulturzeitschrift, Nr. 3: Widerstand, Schärding 1982, S. 71–77. Wir danken an dieser Stelle Didi Dobretsberger, Michael Mallinger, Marlene Weiterschan für Unterlagen zu Johann Katzensteiner.
- 5 Vgl. Hartmut Rosa: Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung. Umriss einer neuen Gesellschaftskritik, Frankfurt am Main 2012; Hartmut Rosa: Arbeit und Entfremdung, in: Klaus Dörre/Dieter Sauer/Volker Wittke (Hg.): Kapitalismustheorie und Arbeit. Neue Ansätze soziologischer Kritik, Frankfurt am Main 2012, S. 410–420.
- 6 Vgl. Ralph Linton: Gesellschaft, Kultur und Individuum. Interdisziplinäre sozialwissenschaftliche Grundbegriffe, Frankfurt am Main 1974 (erstmalig 1945), S. 98.
- 7 Hofer: „Ich werde König meiner selbst“, S. 71.
- 8 Rosa: Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung, S. 106.
- 9 Johann Katzensteiner: Ingrid, 3. Dynastie, in: Verein für psychiatrische Nachsorgeeinrichtungen (Hg.): Mittendrin, Linz o. J., S. 18–19.
- 10 Vgl. Michel Foucault: Die Heterotopien. Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge, Frankfurt am Main 2013 (ursprünglich 1966), S. 7–22.
- 11 Vgl. dazu Julia Kristeva: Die Angst vor der Kunst, in: Johannes Gachnang/Ewa Hess/Konrad Tobler (Hg.): Chaos, Wahnsinn. Permutationen der zeitgenössischen Kunst, Basel–Frankfurt am Main 1996, S. 87–95.
- 12 Christoph Ransmayr: Die Neunzigjährigen. Fünf biographische Notizen, in: Christoph Ransmayr: Der Weg nach Surabaya. Reportagen und kleine Prosa, Frankfurt am Main 1997, S. 187–197, hier S. 192f.
- 13 Vgl. Tzvetan Todorov: Abenteuer des Zusammenlebens. Versuch einer allgemeinen Anthropologie, Frankfurt am Main 1998, S. 68ff.; auch Linton: Gesellschaft, Kultur und Individuum, S. 14f.